

Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

Autor(en): **Mayor, Guy André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **64 (2008)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

Von Guy André Mayor

Ich schlage Ihnen ein Gedankenexperiment vor. In der literarischen Tradition von der Antike bis spät ins 18. Jahrhundert findet sich immer wieder ein Topos, ein mehr oder weniger gleichbleibendes Motiv, der sogenannte *locus amoenus*, der «schöne Ort». «Der locus amoenus», sagt Ernst Robert Curtius, «bildet von der Kaiserzeit bis zum 16. Jahrhundert das Hauptmotiv aller Naturschilderung. Er ist ein schöner, beschatteter Naturausschnitt. Sein Minimum an Ausstattung besteht aus einem Baum (oder mehreren Bäumen), einer Wiese und einem Quell oder Bach. Hinzutreten können Vogelgesang und Blumen. Die reichste Ausführung fügt noch Windhauch hinzu.» An einen solchen schönen Ort möchte ich Sie für kurze Zeit entführen. Allerdings ersetze ich das Fliessgewässer durch einen Teich. Stellen Sie sich also bitte vor, Sie seien, sagen wir, an einem sonnigen Sommermorgen am Ufer eines kleinen Teiches. Der Teich ist von hohen, alten Bäumen umgeben, in deren Ästen Vögel zwitschern, vereinzelt schwimmen weisse Wolken am Himmel, die Luft ist klar, das taufrische Gras beginnt in der Sonne zu duften, ein sanfter Wind streicht über das Wasser, raschelt in den Blättern des Baums, unter dem Sie, auf einer grossen Wurzel sitzend, dem leisen Plätschern der Wellen zuhören.

Seltsamerweise waren Sie soeben, falls Sie das Experiment mitgemacht haben, zwar hier, im Luzerner Grossratssaal, aber *gleichzeitig* – in Gedanken, wie wir zu sagen belieben – *anderswo*, am Ufer des kleinen Teiches, den Sie vielleicht selbst jetzt, während ich weiterrede, noch vor sich sehen.

Und gesetzt den Fall, Sie hätten mir gar nicht zugehört, sich den Teich nicht vorgestellt, sondern sich beispielsweise damit beschäftigt,

was wohl in dem Maturazeugnis, auf das Sie ja alle mit Spannung warten, stehen würde, dann bestätigen Sie auf andere Weise, was ich behaupte: Sie waren nicht da, sondern anderswo, zumindest in einer anderen Zeit.

Wir Menschen tun immerzu so, als wären wir zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten, bestimmbar Ort mit bestimmten, bestimmbar Tätigkeiten beschäftigt. Das stimmt nicht. Oder doch so nicht. Sie brauchen sich, wenn Sie es ablehnen, als erwachsener Mensch unterstellt zu erhalten, Sie seien nicht *da*, wo Sie sind, nur an Ihre Schulzeit zu erinnern, an Hunderte von Tagträumen in Hunderten von Schulstunden, während denen sie sich in alle möglichen und unmöglichen Stationen und Rollen hineinfantasiert und dementsprechende Gefühle und Empfindungen gehabt haben, aus denen Sie die Lehrerin oder der Lehrer jeweils jäh herausgerissen hat, um Sie in die sogenannte Realität zurückfallen zu lassen.

Natürlich waren Sie da, im Schulzimmer, *sichtbar*, *anfassbar*. Aber was heisst hier natürlich? Waren denn die Gedanken und Fantasie Welten, in denen Sie gleichzeitig *auch* waren, und die Empfindungen und die unwillkürlichen physiologischen Reaktionen Ihres Körpers *nicht* natürlich?

Wo, bitte, ist denn das also: in Gedanken. Wo bin ich, wenn ich in Gedanken anderswo bin? Oder genauer: Wo bin *ich* dann?

Kehren wir nochmals zu unserem Teich zurück. Noch immer sitzen Sie, wir haben ja bloss eine kleine Zeitreise gemacht, auf der Wurzel am Wasser, über sich Vogelstimmen und Wolken, hinter sich Grün, duftendes Gras. Der Wind hat sich gelegt, die Wasserfläche ist spiegelglatt. Da erkennen Sie im Wasser die ziehenden Wolken, die Blätter des Baums, einen Vogel, der wegfliegt. Sie schauen hinauf: Der Vogel ist kaum mehr zu sehen. Aber die Wolken am Himmel sehen genauso aus wie die auf dem Wasser. Dennoch haben Sie nicht das Gefühl, auf dem Kopf zu stehen: Schliesslich sehen Sie diese Spiegelung nicht zum ersten Mal. Und Sie *wissen*, was oben und unten ist.

Nehmen wir an, nach einer Weile würde es Ihnen, obwohl Sie sich wohl fühlen, an Ihrem Teich ein wenig langweilig. Sie wollen

etwas tun. Sie stehen auf, gehen ein paar Schritte, bücken sich nach einem Stein und werfen ihn aufs Wasser hinaus. Auch *das* wissen Sie schon: Es bilden sich kreisförmige Wellen, die Kreise weiten sich aus, und eine Zeitlang entsteht dort, wo der Stein hingefallen war, ein neuer, kleinerer Kreis, weitet sich aus. Dann, unvermittelt, bildet sich keine Welle mehr. Sie werfen einen zweiten Stein, noch einen, die Wellen stören sich gegenseitig, zeigen eine andere Art von Muster.

Sie schauen zu, freuen sich an dem Spiel. Wer sich freut, stellt keine Fragen. Er *ist* seine Freude, das genügt. Es sei denn, er hätte Freude am *Fragenstellen*. Verlassen wir unseren imaginären Teich, aber bleiben wir bei den Wellen – und beim Fragenstellen.

Vielleicht hatten unsere Vorfahren weniger oft die Gelegenheit, sich zu freuen, vielleicht haben sie so lange an Teichen gesessen, Steine hineingeworfen und den Wellen zugeschaut, bis sich ihnen die Fragen aufgedrängt haben. Jedenfalls haben sie irgendeinmal damit begonnen, sich Fragen zu stellen, wahrscheinlich, denke ich, von Anfang an, mit Teich oder ohne.

Welche Frage sie zuerst gestellt haben, wissen wir nicht, aber dass sie genau *beobachtet* haben, um zu angemessenen Antworten zu kommen, können wir aus der Sprachgeschichte erschliessen. Alle Ausdrücke, die heute eine Beziehung von Ursache und Wirkung bezeichnen, bezogen sich zunächst auf Raum oder Zeit, markierten einen Punkt im Ablauf räumlicher oder zeitlicher Vorgänge – *da*, *daher*, *darum*, *deswegen* zum Beispiel oder *weil* (aus Weile) und *denn* (aus dann).

Mit andern Worten: Die Idee der *Kausalität*, die Vorstellung, dass etwas so und so beschaffen ist, *weil* es die Wirkung der Ursache Y ist, scheint später aufgekommen zu sein als die offenerere, *weil* weniger zwingende der *wenn-dann-Finalität*, die aus der Erfahrung heraus feststellt, dass, wenn ich X tue, jeweils Z einzutreten pflegt. Auf unser Beispiel angewandt: *Wenn* ich einen Stein ins Wasser werfe, *dann* entstehen in der Regel konzentrische Wellen.

Damit habe ich allerdings nichts darüber ausgesagt, *warum* Wellen entstehen, wenn ich einen Stein ins Wasser werfe. Diese Art von Frage blieb den Physikern vorbehalten. Und führte die Physik, die

gewiss zum Spannendsten gehört, was der Mensch hervorgebracht hat, auf ziemlich ungeraden Wegen und über eine Vielzahl von Hindernissen und Irrtümern, in ein *gespenstisches Jenseits*, dem nicht einmal mehr die Realität des In-Gedanken-anderswo-Seins, das wir in unserem kleinen Experiment zu Beginn geübt haben, beikommt.

Weil: Den Teich und die Bäume, das haben Sie sich mit ein wenig gutem Willen *vorstellen* können. Die Begriffe, mit denen die Quantenphysik und neuerdings auch die Fraktale Geometrie operieren, können wir uns auch beim besten Willen *nicht* vorstellen. Oder versuchen Sie sich bitte einmal ein Bild von einem Teilchen zu machen, das *gleichzeitig* durch zwei verschiedene Löcher schießt, oder von *Antimaterie*, von einem mehr als dreidimensionalen oder gar einem 1,2618-dimensionalen Raum!

Sie werden sich dies alles ebenso wenig vorzustellen vermögen wie die Koch'sche Schneeflocke in der Mathematik, bei der eine *unendlich* lange Linie einen *endlich* grossen Inhalt begrenzt. Für uns hat der Raum drei Dimensionen, und die Zeit fliesst vom Gestern über das Heute zum Morgen, nicht umgekehrt; um von A nach B zu gelangen, muss ich die Strecke dazwischen zurücklegen. Alles andere können wir uns nicht vorstellen. Aber wir können es *träumen*, und wir können es *denken*.

Vorstellen, Träumen und Denken; Vorgestelltes, Geträumtes und Gedachtes; Vorstellbares, Träumbares und Denkbares gehören genauso gut zur *menschlichen Erfahrung* wie Anfassen, Sehen, Hören, Riechen und Schmecken; Angefasstes, Gesehenes, Gehörtes, Gerrochenes, Geschmecktes; Anfassbares, Sichtbares, Hörbares, Riechbares, Schmeckbares. Warum, bitte sehr, *reduzieren* wir den Begriff der *Wirklichkeit* immer wieder und mit so penetranter Sturheit auf das, was uns die fünf Sinne vermitteln? Warum verurteilen wir Menschen, die mehr in der Welt des Traums, der Vorstellung und des Denkens leben als in der zuhandenen Wirklichkeit unserer alltäglichen Verrichtungen, nennen sie Künstler und Spinner und werden ganz böse dabei?

Aus den selben Gründen, aus denen wir, indem wir uns auf die Vernunft berufen, alles Metaphysische, nicht mit den fünf Sinnen Fassbare, irrational Geschimpfte ablehnen: aus *Angst*, den scheinbar so sicheren Boden unter den Füßen und damit uns selbst zu verlieren.

Aus Angst vor der Leere «da draussen»; dem horror vacui.

Weil nicht wahr sein kann, was nicht wahr sein *darf*; weil wir – um es anders zu sagen – nur *das* wahrnehmen, was wir für wahr oder zumindest für wahrscheinlich halten, erkaufen wir unsere vermeintliche Sicherheit durch eine oft unbewusste, aber selbst auferlegte *Wahrnehmungsbegrenzung*.

Was nicht in unser Weltbild passt, wird *ausgegrenzt*, hat, sagen wir, nichts mit der «Realität» zu tun. Wir grenzen Tagtraum und Nachttraum mit ihren verschiedenen Dimensionen aus, wir grenzen, soweit es geht, religiöse oder spirituelle Erfahrungen aus. Das geht hin, damit lässt sich recht und schlecht leben.

Die Physik allerdings, die sich ausgerechnet mit dem Anfassbaren, worauf wir unseren Wirklichkeitsbegriff reduziert haben, beschäftigt, *die Physik lässt sich weniger leicht ausgrenzen*. Darum wird sie oft zum Ärgernis – und darum, mit Verlaub, macht sie (mir) Spass. Zwar gelten die Beispiele aus der Physik, die ich genannt habe, nur auf der Ebene der *kleinsten* Teilchen, insofern von *solchen überhaupt die Rede sein kann, und auf der Ebene des Universums*, falls es denn ein Universum gibt. Aber die *mittlere Ebene*. Auf der wir uns für gewöhnlich bewegen und auf der das Gesetz von Ursache und *Wirkung zu greifen scheint, ruht auf der kleinsten und ist eingebettet in die grösste Dimension*, in denen die Vorstellung und der Begriff von *Festigkeit* und *Verlässlichkeit* keinen rechten Sinn mehr machen. Die Beschreibung dessen, was wir für Wirklichkeit halten, lehrt die Physik, hängt vom *Massstab* ab. Die Wahl des Massstabs und die Kombination der Messergebnisse und Wirklichkeitsbeschreibungen *liegt allein an uns*.

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Wir stehen, um es poetisch zu sagen, auf Wolken, sind Wolkengänger, die sich, ohne es zu ahnen, selber träumen und, ohne es zu wissen, sich davor fürchten aufzuwachen.

Vielleicht ist es das, was Jesus gemeint hat und was Mystiker und Propheten vor ihm und nach ihm immer wieder gesagt haben: Dass wir aus unserer *beschränkten Wirklichkeitswahrnehmung* aussteigen sollten. Um zu erkennen, wer wir wirklich sind.

Ich habe Sie, hoffe ich, ein wenig verwirrt und Ihre Wirklichkeitsvorstellung durcheinandergebracht. Das war Absicht. Weil ich der Ansicht bin, dass unser Begriff von Wirklichkeit *dringend der Erweiterung* bedarf. Schon, weil wir sonst in unserem Machbarkeitswahn unterzugehen drohen. Jedenfalls auf unserm wunderbaren, geschundenen Planeten.

Ich lade Sie dazu ein, zum Schluss an den Teich zurückzugehen, von dem wir ausgegangen sind, sich auf die Wurzel zu setzen und einfach aufs Wasser zu sehen, auf die Spiegelung des Himmels darin, mit den Augen den ziehenden Wolken zu folgen – und zu *staunen*. Darüber, dass da ein Teich ist, den Sie selbst geschaffen haben, und darüber, dass Sie selbst *da* sind.

Die Wirklichkeit ist nicht absurd. Das Urteil hängt vom Massstab ab, mit dem wir messen. Und von unserer Bereitschaft, andere Massstäbe gelten zu lassen.

(Auszug aus der Rede anlässlich der Maturitätsfeier der Kantonsschule Reussbühl am 21.6.1991 im Grossratssaal Luzern. Die gesammelten Texte von Guy André Mayor sind im vom Autor zusammengestellten Buch unter dem Titel «Morgenweg und Abendritt» [Verlag ars pro toto, Luzern, 2007] veröffentlicht.)